

Eugen Banauch

DIE RAUCHFANG- KEHRERKIRCHE

Roman



PATRIMONIUM-VERLAG 2016

IMPRESSUM



1. Auflage 2016
© PATRIMONIUM-VERLAG
In der Verlagsgruppe Mainz
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Erschienen in der Edition »PATRIMONIUM POETICUM«

PATRIMONIUM-VERLAG
Abtei Mariawald
52396 Heimbach/Eifel
www.patrimonium-verlag.de

Gestaltung, Druck und Vertrieb:
Druck & Verlagshaus Mainz GmbH
Süsterfeldstraße 83
52072 Aachen
www.verlag-mainz.de

Abbildungsnachweis

Umschlag: »Die Rauchfangkehrerkirche im Winter«, Aquarell von Hermann Kosel (1896-1983); Ausschnitt. Mit freundlicher Genehmigung des Rauchfangkehrermuseums 1040 Wien, Klagbaumgasse 4. (Vorderseite); »Florianikirche« by Anonymous - Bezirksmuseum Margareten. Wikimedia Commons - <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Florianikirche.jpg#/media/File:Florianikirche.jpg> (Rückseite)

ISBN-10: 3-86417-049-4
ISBN-13: 978-3-86417-049-2

Uxori carissimae

INHALTSVERZEICHNIS

QUASI UN PRELUDIO	9
QUASI UNA FUGA:	21
1 XANDI UND DER TITAN	21
2 YARDLEY UND DER TITAN	36
3 ZERRITSCH UND DER TITAN	39
4 GERUCH NACH MASCHINENÖL	41
5 AUSBLEIBEN LEBENDIGEN ANHAUCHS	43
6 EINE HELLE FONTÄNE	45
7 INTERLUDIO I: XANDI ALS ZUSCHAUER UND MITWIRKENDER	47
8 DIE GRAPHISCHE LEHR- UND VERSUCHSANSTALT	62
9 DIE RAUCHFANGKEHRERKIRCHE	65
10 DER KONSTANTINHÜGEL	68
11 INTERLUDIO II: DER HAYDNTURM	73
12 XANDI UND SONJA	77
13 YARDLEY UND CLAIRE	88
14 ZERRITSCH UND VERA	106
15 INTERLUDIO III: GESCHICHTE EINER VERLORENEN JUGEND (NACH QUERFURTHERS NACHGELASSENEM ROMANFRAGMENT)	114
16 XANDI LÄSST SICH FALLEN	174

17	YARDLEY BEREITET EIN MITTAGESSEN	184
18	ZERRITSCH BEGIBT SICH ZUR ARBEIT	188
19	XANDI ERINNERT SICH AN DOKTOR QUERFURTHER	197
20	YARDLEY ERINNERT SICH AN AFRIKA (I)	201
21	ZERRITSCH ERINNERT SICH AN VERAS RACHE UND EIGENE »PEINLICHKEITEN«	218
22	INTERLUDIO IV: FRIDOLIN SEMANS SCHÖPFERISCHE EXPLOSION (NACH QUERFURTHERS NACHGELASSENEM ROMANFRAGMENT)	225
23	XANDI IM ZWIESPALT	258
24	YARDLEY ERINNERT SICH AN AFRIKA (II)	261
25	ZERRITSCH IM ZWIESPALT	285
26	INTERLUDIO V: DIE PREMIERE	288
27	XANDI IM »RACHEN«	317
28	YARDLEY IM »RACHEN«	320
29	ZERRITSCH IM »RACHEN«	325
30	QUASI UNA CODA	328

QUASI UN PRELUDIO

Der zwölfte September ist ein für die Jahreszeit milder Tag gewesen, fast wie ein Auftakt von Altweibersommer, doch kühler, bei schleiergedämpftem, goldenem Licht. Zerritsch, der sich nach seiner Ankunft hier oben mit einem kleinen Braunen gestärkt hat und nun, am Geländer stehend, eine Zigarette raucht, tut etwas für ihn Außergewöhnliches: Er beobachtet die Außenwelt. Gegen Mittag ist er mit dem Autobus auf den Kahlenberg gefahren, einem spontanen Bedürfnisse folgend, gleichsam um sich »einen Überblick über den Thesaurus seiner Vergangenheit zu verschaffen«, wie er später behaupten wird.

Schon während der Fahrt auf diesen sogenannten Hausberg der Wiener hat er, wie er meint, »intensiv beobachtet«, so den Buchen- und Eichenwald, der sich zu verfärben beginnt, und zwar »mit den Augen eines impressionistischen Landschaftsmalers« – wahrhaftig, »gelbe Pinselhiebe auf noch grünes Laubwerk geklatscht« hat er gesehen.

Nun steht er auf der großen Aussichtsterrasse und blickt hinab auf das ihm vertraute Panorama.

Unten in Wien nimmt man den Nebel kaum wahr, aber von hier aus gesehen liegt er, ein blaugraues, von silbernen Reflexpunkten und -flecken durchwirktes Gespinst, über die Stadt gebreitet, die hier gar nicht wie eine solche wirkt, eher wie eine übergroße dörfliche Ansiedlung, deren Gebäudekonturen und Grenzen dem Auge weitgehend verschwimmen.

Zerritsch betrachtet die Stadt.

Nicht einmal der schlanke Turm des großen Doms ist mit Sicherheit auszunehmen, noch weniger die Kuppel der Karlskirche, in deren Umgebung – in Marieluises Wohnung – heute abend das Klassentreffen stattfinden soll. Der hier durch einen künstlichen Inselstreifen gewaltsam verdoppelte Strom zeigt sich ein wenig fragmentarisch, in einer Biegung, auf der linken Seite des Panoramas. Auf dessen rechter Seite läßt sich der Wienerberg, die höchste, sehr sanfte Erhebung im Süden der Stadt, mehr erahnen als erkennen, bekrönt von dem runden Wasserturm, der sich von hier aus wie ein winziger Baumwipfel darstellt. Noch weiter rechts, in der Ferne, schimmert die langgestreckte blaue Silhouette des Anninger, wienerisch: eines Bergerls, das zur Umgebung der

Kleinstadt Mödling gehört, auch dieses Bergerl seit eh und je ein beliebtes Ausflugsziel der Wiener. Stufenartig ziehen sich Weingärten unterhalb der Terrasse stadtwärts hinab.

Auf die Frage, warum er sich just in Wien niedergelassen habe, soll Johannes Brahms seinerzeit geantwortet haben: »Ich kann nur in einem Dorfe leben.« Fast anderthalb Jahrhunderte später, vor der eben ange deuteten Kulisse, läßt sich dieses sein Diktum unschwer nachvollziehen, wenn auch die kaiserliche Haupt- und Residenzstadt, damals von einem mächtigen Wall und einem diesem vorgelagerten, breiten Grüngürtel umgeben, nur aus dem heutigen Bezirk Innere Stadt bestand, während es anstelle der Jahrzehnte später sich verdichtenden Häusermasse bloß einzelne zusammenwachsende Dörfer – sogenannte Vororte – gab, deren Baubestand größtenteils nicht mehr existiert.

Einer dieser ehemaligen Vorortbauten, die dem heiligen Florian geweihte spätbarocke Matzleinsdorfer Kirche, im Volksmund »Rauchfangkehrerkirche« oder »Florianikirche« genannt – Straßenbahnen und Autos fuhrn rechts und links an ihr vorbei, denn sie stand in der Mitte der Wiedner Hauptstraße, die in diesem Umfeld früher, vor der stadtauswärtigen Ausdehnung des Bezirks Wieden, noch Matzleinsdorfer Hauptstraße hieß –, wurde erst in den berüchtigten Sechzigerjahren dieses langsam zu Ende gehenden zwanzigsten Jahrhunderts abgerissen, nämlich im Spätsommer 1965. Es war das keineswegs die einzige derartige Untat, die in diesen Zeitläuften geschehen ist – Zerritsch erinnert sich jetzt an einige Parallelbeispiele, darunter das Café-Restaurant auf dem Konstantinhügel und das alte, »gründerzeitliche« Gebäude der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt –, aber jene Untat auf der Wiedner Hauptstraße war eine der markantesten und grausamsten, eine der grauslichsten.

Zerritsch saß damals viel im Kaffeehaus, wohnte dort geradezu. Zwar gab es in Österreich schon das Fernsehen, doch noch war die Zeitung die wichtigste Informationsquelle. Die Tageszeitung *Kurier* berichtete am 27. August über die Protest- und Unterschriftenaktion, die dem Ereignis voranging, unter dem Titel »Blumen für die Florianikirche!« – Zerritsch kennt diese Notiz so gut wie auswendig, gehörte er, der nach dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis getaufte Sohn einer jüdischen Mutter, damals doch zu den ersten Unterzeichnern.

Blumen für die Florianikirche: Zu dieser weiteren Protestaktion habe der Verein für Denkmalpflege gestern die an der Erhaltung des Stadtbildes interessierte Bevölkerung aufgerufen. Das windige Wetter bringe die seit Wochen andauernde Kerzerlaktion immer wieder zum »Erlö-

schen«. Deshalb wolle man sie durch eine Blumenaktion ergänzen. Die Wiener sollten auf diese Weise diszipliniert gegen den von der Stadtverwaltung geplanten Abbruch der Kirche demonstrieren.

Die Führung des Vereines für Denkmalpflege sei am Tag vorher auch auf die Argumente der Gemeinde Wien eingegangen, wonach die Florianikirche als Barockkunstwerk keine besondere Bedeutung habe. Maßgebliche Rathauspolitiker hätten immer wieder versichert, die Experten der Gemeinde Wien seien überzeugt, daß hier keine wesentlichen Kunstwerte auf dem Spiel stünden.

Im kulturellen Leben Wiens sei man jedoch anderer Ansicht. Der Verein der Denkmalpfleger habe deshalb eine lange Liste von bedeutenden Persönlichkeiten veröffentlicht, die gegen den Abbruch der Florianikirche protestierten. Aus zahlreichen Zuschriften von Architekten und Baufachleuten gingen immer mehr Zweifel an den von der Stadt genannten 25 Millionen Schilling hervor, welche die Erhaltung der Kirche kosten solle. Die Stadt solle ihre Unterlagen darüber öffentlich auf den Tisch legen, werde gefordert.

Vom Verein für Denkmalpflege sei unter diesen Umständen die Frage aufgeworfen worden, welche Experten denn den Stadtvätern erklärt hätten, daß die Kirche abgetragen werden könne. Noch immer sehe man einen schwachen Hoffnungsschimmer für die Erhaltung des Barockbaues und rufe deshalb die Wiener auf, sich weiterhin an der Unterschriftenaktion zu beteiligen. Im Foyer des Künstlerhauses seien die entsprechenden Listen aufgelegt. Jene, die erst jetzt vom Urlaub zurückkämen, könnten sich dort eintragen.

Dann wurden »einige besonders markante Stimmen« zitiert, Zeritsch erinnert sich noch an die des Dichters Franz Theodor Czokor:

»Ich protestiere auf das schärfste gegen die beabsichtigte Demolierung der Rauchfangkehrerkirche ... Ich glaube, wenn in London jemals irgendwer daran dächte, Kirchen als Verkehrshindernis zu entfernen, das Irrenhaus wäre ihm sicher.«

Er sieht jene possierlichen Gestalten vor sich, Männlein und Weiblein, alte und junge, bekannte und unbekannt, manche in Arbeitskitteln, manche mit Pullmankapperl, die in den Tagen vor dem Abbruch die Kirche noch schnell porträtierten, an einer Staffelei oder bloß mit einem Zeichenblock auf den Knien arbeitend, er hat schließlich sogar, im Vorbeigehen, die letzten Klageklänge der Glocken gehört. In der Sondernummer einer Zeitschrift für Denkmal- und Ortsbildpflege, die auch in seinem Café auflag, stand zu lesen:

Es ist ein recht eigenartiges, keineswegs erhebendes Erlebnis, gezwungen zu werden, durch Wochen zusehen oder wenigstens zuhören zu müssen, wie das Antlitz der Heimatwelt sich verzerrt, wie der Turmhelm der alten Kirche, für dessen Wiederherstellung nach dem Krieg Spenden gesammelt wurden, demoliert wird, wie die Glocken niedergeholt werden, wie man noch, während das Dach bereits abgedeckt wurde, mit vollem Geläute ihr Leid hinauswimmern läßt, wie mit Spitzhacke und Meißel Stein um Stein heruntergeschlagen wird und das vertraute Gotteshaus langsam zur Unkenntlichkeit absinkt, bis die letzten Mauerreste reif sind, mit dem Rammbock umgestoßen zu werden.

Zerritsch beobachtete den gesamten Vorgang des Abrisses nicht selbst, das wollte er sich denn doch nicht antun. Er ging währenddessen im Prater spazieren oder saß im Kaffeehaus, in der Inneren Stadt, in dem sehr vornehmen Café Rebhuhn in der Goldschmiedgasse mit seinen bemerkenswerten Stuckdecken, in dem sich dazumal manche Literaten trafen und in dem auch viel Schach gespielt wurde, rauchte englische Zigaretten – Player’s Navy Cut –, schrieb vielleicht an einem Gedicht oder las Zeitung. Wenn letzteres – was konnte er da alles gelesen haben?

Sicherlich etwas über den in diesem Jahr ausgebrochenen Vietnamkrieg. Wohl auch einiges über Vorgänge und Umwälzungen in allen möglichen Bereichen. Zerritsch’ überaus gebildeter, etwas manierterter Freund Oskar, damals noch Student der Latinistik und Anglistik, redete in dieser Zeit vom »Zerfall der Selbstverständlichkeiten« und vom »begeisterten Selbstmord« in China und Europa.

Zerritsch, der Zeitungsleser. Er hörte, leise grundiert von einem dahinrollenden Knäuel menschlicher Stimmen, Löffel, Tablett, Tassen, Wassergläser und Stöckelschuhe klingen und klappern. Zwei ältere Herren am Nachbartisch spielten Schach. Er rauchte und las.

Das »Rebhuhn«, das vielleicht schönste Wiener Café vor dem großen Sterben ... War das Café Gröpl in Hietzing nicht ebenso schön? Oder das Café Pöchlacher am Karlsplatz ...

Zerritsch betrachtet die Stadt. Man möchte meinen, er sei mit sich uneins, und überdies in sich verkapselt, oder aber – so möchte es uns auch scheinen, obwohl dies freilich ein Ding der Unmöglichkeit darstellt – verkapselt und allseitig offen zugleich.

Er blickt angespannt, als läge hier der Schlüssel zu seinem bisherigen Leben oder mehr noch: zu »seinem« fast schon vergangenen Jahrhundert, auf das blaugraue, von silbernen Reflexpunkten und -flecken durchwirkte Gespinnst, das über dem unsichtbar atmenden, in all den rühmlichen

und unrühmlichen Epochen gewachsenen Organismus liegt, und glaubt schließlich feststellen zu müssen, daß sich in einem gewissen, wesentlichen Sinn dort unten kaum etwas wirklich geändert habe. Wurde das Antlitz der Stadt, insbesondere seit der Schleifung der alten Basteien und der Errichtung der Ringstraßenbauten in den letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts, auch einschneidend verändert, hat es dennoch, von nah und von fern besehen, nicht wenig von seinem unverwechselbaren Charakter behalten, fast wie ein menschliches Individuum, das über alle Lebensalter seine Identität sichtbar bewahrt und bezeugt, sei es nur in wenigen Einzelheiten, vielleicht nur in einem einzigen besonderen Merkmal. Kurios: Noch immer scheint ihm die Stadt etwas wie Güte und Geborgenheit abzustrahlen, trotz all der gefährlichen Idioten, die in ihr wohnen und wirken.

Dann aber sieht sich Zerritsch auf einmal veranlaßt, genauer hinzublicken:

Zu seinem Schrecken erkennt er nur mehr einen riesigen Haufen aberhunderter bunt bemalter Steinchen oder Scherben, die man vor ihn hingeschüttet hat. Das verwirrt ihn aufs äußerste, er verspürt tiefe Niedergeschlagenheit und einen quälenden Drang oder Zwang, dieses Puzzle zusammensetzen, als gälte es jetzt, sein nacktes Leben zu retten ...

Die bunten Steinchen aber nehmen Gestalt an – ein riesiges Zeltlager in sicherer Entfernung vor dem Glacis und der mit einem Basteigürtel und Palisaden befestigten Kaiserstadt. Die Türken sind es, die Belagerer des »goldenen Apfels«. Die von 1529? Nein, schlimmer – die von 1683. Zwölfter September: Warten auf das kaiserliche Entsatzheer, Kara Mustafa's Truppen versuchen mit letzter, geballter Kraft, die Festung zu berechnen, die Löwelbastei ist, wie die Verteidiger gerade entdeckt haben, mit Fässern voll Schwarzpulver unterminiert, und die Lunte brennt schon ...

Doch drüben links, auf dem benachbarten Leopoldsberg, der damals noch Kahlenberg heißt, steht die polnische Soldateska. Nun setzt sie sich in Bewegung: Zerritsch sieht Sobieskis Flügelhusaren mit eingelegten Lanzen oder gezogenen Säbeln bei Paukenwirbel und Trompetengeschmetter hinabstürmen, wahrhaft *hinabrauschen* – den Osmanen mögen sie Racheengeln oder Raubvögeln gleichen in ihren schwarzglänzenden, geflügelten Rüstungen – und auf den Feind einstechen und einhauen ...

Wer hat letztlich die Schlacht entschieden – die Polen oder die Kaiserlichen? Etwa des Kapuzinerpaters und päpstlichen Legaten Marco d'Aviano Predigt auf dem Kahlenberg? Oder der Hunger, die Erschöpfung? Jedenfalls nehmen die Türken Reißaus, in ungeordneter Flucht. – Erst im zwanzigsten Jahrhundert werden sie wiederkehren, nicht als Invasoren, son-

dern als angeworbene billige Arbeitskräfte. Bloß um hier soviel Geld zu verdienen, damit sie dann eines Tages in der Türkei sich ein eigenes Haus kaufen und dort irgendein Geschäftchen eröffnen können? Oder vielmehr, um hier in Österreich, endgültig sesshaft und eingebürgert, letzten Endes eine ethnische Mehrheit zu werden? Vielleicht um die von ihrem eigenen christlichen Glauben längst abgefallenen gâvur zu Muslimen – oder ihnen einfach den Garaus zu machen, etwa wie die Osmanen von 1683 mit sämtlichen Einwohnern der nahegelegenen Orte Mödling und Perchtoldsdorf verfahren? Fragen über Fragen. Zerritsch lacht lautlos.

Erst 1805 und 1809 ist Wien von feindlichen Truppen besetzt worden, von denen Napoleons – Franz Grillparzer notierte über diesen: »Er bezauberte mich wie die Schlange den Vogel.« Die Franzosen indessen sind mit den Einwohnern der Stadt vergleichsweise freundlich umgegangen. Eine weitere Besetzung erfolgte 1938 durch Adolf Hitler und dessen Mineure, die um einiges erfolgreicher waren als die des Kara Mustafa – darüber schrieb Joseph Roth in Paris: »Sechshundert Jahre Habsburg konnten nicht ausgelöscht werden durch die Sturheit der linken Dogmatiker und der rechten alpinen Trottel. Jetzt ist es geschehen. Einer aus Braunau hat es getan.« – Grillparzer wiederum ließ – neunzig Jahre vorher – seinen Kaiser Rudolf sagen: »Ich sage Dir: Nicht Skythen und Chazaren, / Die einst den Glanz getilgt der alten Welt, / Bedrohen unsere Zeit, nicht fremde Völker: / Aus eigenem Schoß ringt los sich der Barbar ...« – Am 12. April 1945 brennt der Stephansdom, es brennt an allen Ecken und Enden, Reste noch kämpfender deutscher Truppen halten sich nur mehr im Norden Wiens, jenseits der Donau, die Rote Armee hat die meisten Bezirke bereits erobert ...

Zerritsch betrachtet die Stadt. Er hat sich nun auf eine der Aussichtsbänke hingesetzt, er ist müde. In der vergangenen Nacht hat er wenig geschlafen, das bevorstehende Klassentreffen hat seine Phantasie beschäftigt, wohl auch – er hat es sich eingestehen müssen – etwas beunruhigt. Auch jetzt blickt er in sein bisheriges Leben wie in ein Buch, eine aufgeschlagene Partitur, ein vor langer Zeit planlos begonnenes, nie vollendetes und niemals zu vollendendes Werk, voll von unaufgelöst stehengebliebenen Dissonanzen. Auf's neue scheint man buntes Zeug vor ihm ausgebreitet, vor ihn hingeschüttet zu haben: Steinchen, Scherben und Splitter, Realität ohne Schönheit, Faktizität ohne Ordnung. Freilich, damit irgend etwas geschieht, könnte man diese Wirklichkeitselemente oder -überreste, statt sie zusammenzusetzen wie ein Puzzle, in das verspiegelte Prisma eines Kaleidoskops schütten und dann durch dieses bei jeder winzigen Drehung ein neues, charakterloses, mandala-ähnliches Gebilde betrachten, Schönheit ohne Realität, Ordnung ohne Faktizität. Demgegenüber bie-

tet, ob seiner kunstvollen organischen Einheit, jeder einzelne Schneekristall unter dem Mikroskop mehr Einblicke in die wirkliche Welt, ist der Schneekristall nicht bloß *schön* im Sinn eines leeren geometrischen Ebenmaßes, sondern verrät dem Betrachter etwas wie eine persönliche künstlerische Handschrift, strahlt durchaus eigenständige schöpferische Energie aus und erhebt demgemäß bei weitem mehr Anspruch auf den Rang eines Kunstwerks als irgendeine technische Spielerei. Zerritsch betrachtet ein scheinbar heilloses Chaos.

Aber das bunte Zeug vor oder unter ihm nimmt abermals eine bestimmte Gestalt an, besser gesagt, es verwandelt sich in eine geordnete Fülle von ganz bestimmten Figuren, in eine große Bildkomposition, deren Aufbau Zerritsch zwar nicht schlechterdings verständlich ist, ihn jedoch wenigstens in ästhetischer Hinsicht stark beeindruckt wie ein altmeisterliches Gemälde, es erinnert ihn an ein Werk der Donauschule, wenn auch an kein bestimmtes; die Figuren finden sich gleichsam an der Seitenfront eines großen, mehrstöckigen Gebäudes verteilt, das an ein historisches Meerfahrzeug oder an die biblische Arche, keineswegs aber an irgendein moderneres Donaudampfschiff denken läßt, und hinter den Figuren öffnen sich von innen erleuchtete ovale oder wabenartige Kammern, in die man hineinsehen kann, mit hunderten oder tausenden bunten Einzelheiten, die nicht nur mit der jeweiligen Einzelfigur, sondern zugleich mit allen Figuren des Bildes in einem geheimen Zusammenhang zu stehen scheinen. Viele dieser Figuren sind Zerritsch bekannt, auch der zu erwartende Personenkreis des heutigen Abends bei Marielouise ist deutlich zu sehen, und all diese Gesichter blicken ihn an, fragend oder mit dem Ausdruck einer unbestimmten Hoffnung, als könnte er – ausgerechnet *er!* – ihnen den Sinn ihres Daseins und Soseins erklären.

Die erste Figur, die er, mit einiger Überraschung, erkennt, ist »die Schneck«, die kleine Vera ... Das schlanke, aparte und witzige Mädel von damals ist im Laufe der Jahrzehnte freilich ein wenig älter und etwas »punkert« geworden, eigentlich eine gar nicht so einzigartig wirkende, wenig auffällige, farblos gekleidete Dame mittleren Alters. Für Zerritsch hat sie – wie er doch ein wenig enttäuscht registriert – kaum mehr jenes erotisch Anziehende von einst. Und sie schaut, so will ihm scheinen, ein wenig schuldbewußt drein. Das einst so spannende Romankapitel »Schritte im Nebel« ist längst abgeschlossen, allerdings ohne sein zentrales Geheimnis preisgegeben zu haben, und so ist ihm für seinen einzigen Leser dennoch eine gewisse rätselhafte Restsüße geblieben ...

Auch Sonja blickt ihn an, mit jenem eigenartigen, schwer deutbaren Lächeln, das ihr immer schon eignete, man könnte es »wissend« nennen,

aber auch »begehrlich« oder »unverschämt«. Sie, die seinerzeit fast Adoleszente, ist ebenfalls deutlich in die Breite gegangen. Die Künstlerin und Professorin trägt ein graues, sackartiges Kleid und hat eine schwarze Stola um die Schultern geschlungen. Ach, die unsägliche, besoffene Begebenheit in Fridolins Haus. Dieser hatte damals gerade seinen Militärdienst abgeleistet, er mußte sexuell ausgehungert gewesen sein. Und auch er, Zeritsch, schlief einmal mit ihr – wie all die anderen aus diesem Kreis –, auch das eine besoffene Geschichte, *der süße Atem weißer Schlangen, die sich in dieses Zimmers Nacht geschrieben*, fauchende Umarmungen – ein öliges Gemälde in einem falschen Florentiner Rahmen ...

Fridolin Seman, der Schwarze, Schillernde, Zwielfichtige, Geniale, der »Patriarch«, der »Titan«, der Selbst-Inszenierer und Schwadronneur, der sich als Puppenspieler *Strisciando* nannte oder jetzt noch nennt, starrt ihn an mit einem finsternen und durchdringenden Blick. Als »Rauschebart« hatte ihn Xandi manchmal apostrophiert, mit spöttischer Anspielung auf Semans durchaus schütterten, im Gegenlichte ganz durchsichtigen Ziegenbart. Seman ist ein Alphatier. So war er seinerzeit zum »Führer« dieser Gruppe geworden, eigentlich erst in jener Zeit, als die Gruppe zu zerfallen begann, sogar lange über jene Zeit hinaus. Denn auch dem Einzelnen und nunmehr Vereinzelten gegenüber beanspruchte er weiterhin mit unangefochtener Selbstverständlichkeit seine Führerrolle, ja, seltsamerweise wurde dies von den meisten seiner Vasallen über viele Jahre hinweg akzeptiert. Und wenn sich doch einer dagegen auflehnte, wurde er – oft mit fürchterlichem Gebrüll und wüsten Beschimpfungen, manchmal auch »förmlich«, in Gestalt eines apodiktisch-harschen Briefes – verstoßen, um eventuell, nach längerer Zeit, überraschenderweise begnadigt und ohne Erklärung oder Bedingung wieder als »enger« oder »bester« Freund angenommen zu werden. Seinen Freunden im engeren Sinn des Wortes pflegte er bisweilen schwierige Aufgaben zu stellen, die er selbst nicht bewältigen konnte oder wollte: Oft handelte es sich dabei um irgendwelche komplizierte historische Recherchen, manchmal auch um verzwickte theoretische Fragen, etwa nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen in transzendentalphilosophischer Perspektive oder nach dem von Freiheit und Gnade aus der Sicht der katholischen Theologie. Er pflegte niemals über seinen schwersten Schicksalsschlag zu reden, aber jeder wußte, daß er nach einer kurzen, aber angeblich glücklichen Ehe seine Frau verloren hatte, die an einem Blutsturz oder etwas Ähnlichem gestorben war. Seman ist ein sehr komplexes Rätsel, dieses beginnt schon bei der Herkunft des Familiennamens. Steht die Schreibung *Seman* für »Sämann« oder »Seemann«? Handelt es sich überhaupt um einen deutschen Namen

oder um einen slowakischen – gar um einen albanischen? Oder hängt er mit dem jüdischen »Simon« zusammen? Sein phänomenales Puppentheater, zu dem ihn Theodor Storms »Pole Poppenspüler« angeregt haben soll, hat ihn international bekannt gemacht. Aber vielleicht ist das Rätsel Fridolin Seman unlösbar, vielleicht verbirgt sich hinter dieser Figur gar, wie manche Zeitgenossen schon immer vermutet haben, etwas Unheimliches, vielleicht gar etwas Verbrecherisches ...

Eigentlich – so haben Sonja und Xandi einst behauptet – sei Seman erst nachdem er sich mit einem gewissen Doktor Querfurther angefreundet hatte, so »unmöglich« geworden, von demselben habe er nicht nur gewisse Grundsätze übernommen, sondern ihn auch in manchen Äußerlichkeiten geradezu kopiert. Diese Auffassung hat Xandi allerdings nach einiger Zeit revidiert und von einer gegenseitigen Einflußnahme von Seman und Querfurther – gar von einer Art von Symbiose – gesprochen. Beide Behauptungen allerdings, die ursprüngliche wie die revidierte, stuft Zerritsch, seit er Querfurther kennengelernt hat, als starke Übertreibungen ein.

Xandi, der Vogelgesichtige mit seinen schwarzen Locken, der exakte, solide Kommunikationsdesigner (oder wie das jetzt heißt, damals hatte man diese Berufsgruppe Gebrauchsgraphiker genannt), der als einer der ganz wenigen bei seinem erlernten Handwerk geblieben war, der eigentlich Seriöseste aus diesem Kreis, ist dem »Rauschebart« stets, bei aller freundschaftlichen Wertschätzung, kritisch bis skeptisch gegenübergestanden – irgendetwas Monströses oder gar absolut Abscheuliches an dieser dunklen Gestalt könnte er, ohne es vor seinen Freunden und Weggefährten jemals direkt angesprochen zu haben, nach Zerritsch' freilich vager und fragwürdiger, doch immer wieder von neuem aufgestiegener Vermutung, von Anfang an geahnt haben. Xandi muß wahre Qualen gelitten haben, als die schon ziemlich besoffenen Kerle in jener unsäglichen Dezembernaut des Jahres 1958 in des früh verwitweten Fridolin Haus einzogen, Xandis spätere Ehefrau Sonja mit dem – auf ein solches Abenteuer keineswegs eingestimmten – selbst schon reichlich beschwipsten Hausherrn zu schlafen beehrte und dieses Begehren dann tatsächlich, für die um den glänzend schwarzen Tisch herumsitzenden und weitersaufenden Gäste in allen Einzelheiten hörbar, im Zimmer daneben mit ihm stillte, auch Yardley, der in dieser Zeit in Semans Haus eine Mansarde bewohnte und schon schlafen gegangen war, saß nun im Pyjama dabei und soff mit. Und ein Stockwerk höher, im Badezimmer, vollzog sich gleichfalls unerhört Peinliches...

Der eitle Yardley, der Ästhet. Sein ewiger Lavendelduft! Seine romantisch-verzweifelten Liebesaffären. Seine niemals verwirklichten Ro-

man- und Theaterprojekte. Seine seltsamen mystischen Neigungen, seine Abenteuer in den Sechzigerjahren: die Mopedfahrt durch Spanien, darauf die Reise nach Afrika, dort, auf einem deutschen Handelsschiff, Seemann geworden, dann, zurückgekehrt, zum konservativen Bürger mutiert, ja, zum Reaktionär ... Auch Yardley starrt zu Zerritsch herüber, ein fleischgewordenes Fragezeichen ...

»Ich weiß nicht«, flüstert Zerritsch, »ich weiß nicht, wer es war. Wir wissen doch nicht einmal, was wir lieben – es ist wie mit einer bestimmten Melodie, an die wir uns nicht erinnern ...«

Zerritsch hat den Kahlenberg erstiegen – nicht wirklich erstiegen, ist er doch mit dem Autobus hinaufgefahren –, um sich »einen Überblick über den Thesaurus seiner Vergangenheit zu verschaffen«, doch jetzt fragt er sich: Was soll das Ganze, hier und jetzt und überhaupt? Läßt sich etwas wie ein Sinn darin finden?

Auch der »Rauschbart«, der »Patriarch«, der »Titan«, der ihn nach wie vor finster und durchdringend anblickt, scheint eine eindeutige Antwort zu fordern. Und auch alle anderen in ihren von innen erleuchteten Kammern oder Waben dieser mehrstöckigen Arche blicken ihn jetzt immer intensiver an, heischend und drängend, geradezu »peinlich« befragend, vor allem die zu erwartenden Personen des heutigen Klassentreffens: die gesellige Marieluise, ihr smarter und wohlhabender Mann Raimund, der harmlose Theo, die schwerblütige Viola, die naiv-raffinierte Susi, die schöne Tessa, die fast immer schweigsame Ruth, die sachliche Ute, die süße Vicki, der vielseitige Nikolaus, der lange Volker, aber auch viele, viele andere, beinahe Vergessene, alle wollen von ihm eine definitive Antwort auf eine Frage, die keiner von ihnen – und das ist das eigentlich Peinliche der ganzen Veranstaltung – expressis verbis gestellt hatte ... Er muß – vor allem – erraten, was diese Gesellschaft in Wahrheit von ihm wissen will ...

»Ich weiß nicht«, antwortet Zerritsch, »ich weiß nicht, wer es war. Ich war es jedenfalls nicht.«

»Was warst du nicht?« scheint ihn jetzt der Rauschbart zu fragen. »Was willst du da etwa andeuten?«

»Es muß doch einen Schuldigen geben«, erwidert Zerritsch, »einen Schuldigen vor allem am Untergang all der Unschuldigen in diesem Saeculum, dem blutigsten von all den blutigen zuvor, diesem Jahrhundert der Zerstörung und der Massenmorde, und das Morden und Zerstören geht weiter, schau doch zum Beispiel hin auf den Balkan, wo es jetzt erst richtig losgehen wird, schau doch hin ...«

Da blickt ihn der Rauschbart auf einmal gütig an – wie ein katholischer Bischof oder Abt, denkt Zerritsch –, jener sagt aber nichts, während

die anderen befremdet wirken, ärgerlich oder gar verstört, manche wenden sich kopfschüttelnd ab, einige scheinen zu diskutieren.

»Wieso einen Schuldigen?« meint er in dem Stimmengewirr zu hören.
»Warum denn nur *einen*? Was glaubt er eigentlich, der Zerritsch, der blöde Jud'?«

Und Zerritsch meint sich mit einem Male selbst in diesen Gesichtern zu erkennen, es ist ihm, als höben diese, von Haß verzerrt, nun alle zu schreien an, die Arme gegen ihn auszustrecken und die Fäuste zu ballen, eine hohe Stimme aber ruft ihm zu:

»Du – bist – schuld!« –

da erwacht er aus seinem Minutenschlaf auf der Bank und sieht nichts vor sich als das blaugraue, von silbernen Reflexpunkten und -flecken durchwirkte, über die Stadt gebreitete Gespinnst, den durch den Inselstreifen gedoppelten Strom, die verschwommenen Konturen der Berge und Hügel in der Ferne. Er ist fast allein auf der Terrasse, er wendet sich um und sieht in einiger Entfernung ein paar mit einem unerkennbaren Gegenstand Fußball spielende Kinder, die ihn, den Träumer, nicht im mindesten beachten. Eines von ihnen ruft abermals:

»Du – bist – schuld!«

»Mit Wut. Allegro risoluto.« Diese markante Dynamik- und Tempovorschrift aus einer Symphonie Gustav Mahlers ist Zerritsch aus dem Fundus seines Gedächtnisses entgegengehüpft. Er erhebt sich ruckartig, als hätte ein Dirigent ihm dazu den Einsatz gegeben.

Der Fußweg nach Nußdorf beginnt ganz in der Nähe der Aussichtsbank. Stufenartig ziehen sich Weingärten unterhalb der Terrasse den Berg hinab. Zerritsch' Abstieg gleicht einem Hinabtritt, fast einem Flug. Er fühlt, er hört sich hinabrauschen, Flügelhusar, zischendes Becken im bunten Stimmengewoge des großen Orchesters, die fast herbstlich verfärbten Buchen und Eichen hinter sich lassend, die grellgelben Pinselhiebe auf noch grünem Laub, vor ihm die prallgrünen Weinstöcke in geordneter Schlachtreihe, *acies ordinata*, neben dem gewundenen Weg bergab. Mit Wut. Allegro risoluto. Metallenes Klirren, trockenes Knallen, Pferdehufe, schneidendes Pfeifen.

In Nußdorf wird er in die Straßenbahn einsteigen und heimfahren, in die Leopoldstadt, in die Vorgartenstraße, wird in einem Beisel eine Kleinigkeit essen und ein Bier trinken, zu Hause sich ausruhen, vielleicht sogar – in Hinblick auf das abendliche Treffen – ein wenig schlafen, um sich dann ausgeruht auf den Weg in den vierten Bezirk zu machen.

Nun, am Abend, beginnt es leicht zu regnen. Gleichzeitig, nur andeutungsweise, hat die Dämmerung angehoben. Zerritsch klemmt das gelbe Plastiksackerl, das er bis jetzt an den Henkeln gehalten hat und in dem sich zwei Flaschen Wein befinden, unter den linken Oberarm, und beschleunigt seinen Schritt. Er führt keinen Regenschirm mit sich, außerdem ist er, wie immer, verspätet, ein »Trödler und Denker«, wie er bisweilen selbstironisch sagt. Auch ist er weit mehr von inneren Bildern, nämlich von seinen Erinnerungen an den heutigen Tag, Mittwoch, den zwölften September – zehn Jahre vor der Wende zum dritten Jahrtausend –, in Anspruch genommen als von Beobachtungen sichtbarer Außenwelt, beispielsweise der seiner Armbanduhr. Auch wenn er ab und zu flüchtig auf dieselbe blickt, weiß er schon im nächsten Augenblick nicht mehr, wie spät es eigentlich ist. Er könnte immer noch die Straßenbahn nehmen, aber er ist nun einmal entschlossen, den einige Kilometer langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Zerritsch, der Zweifler und Zauderer, Zerritsch, der Zerrissene, wie andere ihn seit je und bis heute immer wieder, offen oder insgeheim, wohlmeinend oder boshaft, zu nennen pflegen, ist nämlich durchaus gewillt, nicht mit der Straßenbahn zu fahren, sondern zu gehen. Er will am heutigen Abend unbedingt eine eigenwillige, keineswegs fromme, doch umso innigere Andacht verrichten, eine profane Erinnerungswallfahrt unternehmen, eine Aktion, die er kurioserweise unter den Titel eines Romankapitels »Schritte im Nebel« gestellt hat – dies, obwohl es doch gar keinen Nebel zu beobachten gibt ...

Wir haben, soweit möglich, dieses merkwürdigen Gesellen Erinnerungen an den heutigen Tag, seine Gedanken und Gefühle, ein wenig unter die Lupe genommen, um uns etwas wie ein Bild von ihm zu machen. Soweit möglich – denn freilich bleibt das Seeleninnere des Menschen dem indiskreten Blick einer fremden Intelligenz letztlich undurchdringlich, ein fest verschlossenes Alabastergefäß oder eine metallene Kapsel, die das Geheimnis der Person und den Ort ihrer wahren Freiheit birgt.

Nun ist es dunkel. Der zarte Regen hat nicht lange gewährt, zu dem erquickenden Geruch frisch gewaschenen Straßenbodens, der durch verschwommene Lichtspiegelungen gefährliche Irritationen für etwelche Verkehrsteilnehmer erzeugen könnte, ist es erst gar nicht gekommen. Zerritsch lacht lautlos. Er hat das Haus erreicht, in dem Marieluise wohnt.

*